

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Hildegard Hamm-Brücher

Freiheit ist mehr als ein Wort

Eine Lebensbilanz 1921–1996

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2017

INHALT

Zu diesem Buch 13

ERSTER TEIL 21

Lebensstufen

Biographische Berichte

Prolog: Wiedersehen nach sechs Jahrzehnten 23

I. Über meine Kindheit und ihr jähes Ende (1921-1932) 27
*Unbeschwerte Kindheit – Der Sprung vom Zehnmeterurm –
Die Leseratte – Späße und Streiche – Tod der Eltern*

II. Über meine Jugend im Schatten der Nazidiktatur 41
(1933-1939)
*Verlust der Geborgenheit – Zur Großmutter nach Dresden –
Das Stigma der Nürnberger Gesetze – Das glückliche
Jahr in Salem – Arbeitsdienst*

III. Studienzeit, Krieg und Ende der Nazidiktatur 57
(1940-1945)
*Stud. chem. in München – Doktorandin bei
Nobelpreisträger Heinrich Wieland – Erschütterungen –
Der Opfergang der Studenten der WEISSEN ROSE –
Der Doktorhut – finis germaniae*

IV. Befreit zum Leben ohne Angst (1945-1948) 81
*Vor und nach der Stunde Null – Wege aus der Unfreiheit –
Emanzipation – Die NEUE ZEITUNG – Die versäumte
Katharsis*

V. Politische Lehrjahre (1948-1966) 109

*Stadträtin in München – Aufbruch in die Bundesrepublik
und in die NEUE WELT – Stipendiatin in Harvard –
Neue Horizonte – Landtagsabgeordnete in Bayern –
Initiativen und Erfolge – Vierparteienkoalition –
Schulkämpfe – Familiengründung – Sensationelle
Wahlsiege – Scheitern der bayerischen FDP*

VI. Politische Wanderjahre (1967-1976) 171

*Staatssekretärin in Hessen – Studentenunruhen ante
portas – Initiativen und Reformen – Berufung nach
Bonn – bildungspolitischer Aufbruch – Stagnation –
Bitterer Wahlsieg – Erste internationale Erfahrungen –
Rückkehr nach München – Wechsel-Jahre –
Alte und neue Aufgaben, kirchliches Engagement*

VII. Höhepunkte, Wende und Ende in Bonn (1976-1990) 230

*Zurück nach Bonn – Staatsministerin im Auswärtigen
Amt – Auf diplomatischem Parkett und Gipfeln –
Die Regierung Schmidt/Genscher und ihr unrühmliches
Ende – Ausgegrenzt und »dennoch« sagen –
Parlamentsreform – Vor und nach dem 9. November 1989 –
Abschied von der aktiven Politik*

VIII. Leben in wachsenden Ringen (1991-1996) 293

*Zurück in München – Neun-Monats-Comeback: Protokoll
meiner Kandidatur zum Bundespräsidentenamt –
Leben nach der Politik*

ZWEITER TEIL 315

Freiheit ist mehr als ein Wort

Berichte über mein politisches Denken und Handeln

Prolog: Aus den Irrtümern der Geschichte lernen 317

I. Über Politik als Frauenberuf 321

*Frauen und Politik – Skizzen zur deutschen
Frauenbewegung – Emanzipationen, ihre Bedingungen,
Erfahrungen, Reflexionen – Mein eigener Weg:
lernen, »dennoch« zu sagen – Ausblicke*

II. Über Erblasten unserer politischen Geschichte 349

1. Die verspätete Nation und ihre Folgen 351

*Wie es zur Teilung Deutschlands kam und die
Wiedervereinigung gelang – Versuch über meine deutsche
Identität als europäische Weltbürgerin*

2. Die verspätete Demokratie 373

*Ihre Geschichte und Gegenwart – Das kleine Demokratie-
wunder: Bonn wurde nicht Weimar, aber es wurde Bonn –
Verfassung und Verfassungswirklichkeit – Parteien und
Bürger – Defizite und Politik(er)verdrossenheit – Bilanz*

3. Deutsche Existenz nach Auschwitz 395

*Markierungspunkte der Bewährung, des Versagens und
neuer Gefährdungen – Was Auschwitz als Synonym für alle
Untaten, alles Unrecht, alle Menschenrechtsverletzungen,
die während der NS-Zeit im deutschen Namen begangen
wurden, für meine politische Biographie bedeutet*

III. Über erkämpfte und unvollendete Reformen	451
<i>(Werkstattberichte)</i>	
1. Demokratie als Staatsform	457
<i>Über Parlaments- und andere Demokratiereformen und ein Plädoyer zur Überwindung der Malaise unserer repräsentativen Demokratie</i>	
2. Demokratie als Lebensform	483
<i>Über Demokratiefähigkeit – Meine Vision von der mündigen Bürgergesellschaft und Beispiele für viele kleine Schritte zu ihrer Verwirklichung</i>	
3. Die Schule der Demokratie ist die Schule	504
<i>Über Glanz und Elend der Bildungsreformen</i>	
4. Über das Deutschlandbild in der Welt	526
<i>Kulturbeziehungen weltweit versus einseitigem Kulturexport – Ein Plädoyer gegen den Rotstift und für die Fortsetzung des Reformkurses</i>	
IV. Auftrag und Versagen des politischen Liberalismus	536
<i>Über seine historische Bedeutung und seine Verdienste, seine Gefährdungen und seine künftigen Aufgaben – Weshalb ich dazukam und dabeiblieb – Was heißt heute liberal? – Liebeserklärung und Philippika</i>	
Epilog: Über das fünfzigste Jahr nach dem Neuanfang	561
Quellenangaben	568
Weitere verwendete Literatur	571
Buchveröffentlichungen	573
Namensregister	576
Bildnachweis	594

Zu diesem Buch

Wie kam es zu diesem Buch? Weshalb und für wen habe ich es geschrieben? Wozu möchte es anregen und beitragen . . . ?

Nach meinem Abschied von der aktiven Politik und der Rückkehr von Bonn nach München stand ich Ende 1990 ziemlich ratlos vor ungezählten Kisten und Kästen ungeordneter Papiere. Wie sollte ich meinen (mittlerweile in dreihundertneunundsechzig dicken Bänden im Münchner Institut für Zeitgeschichte archivierten) politischen Nachlaß »entsorgen«? Sollte ich ihn künftigen Studenten und der schreibenden Zunft überlassen, oder sollte ich mich selber ans Aufräumen und Evaluieren wagen? Wo aber anfangen, wo aufhören . . . ?

Zunächst und auf lange Zeit überwogen Bedenken und Hemmungen: Gibt es nicht schon mehr als genug Memoiren von Politikern, die auf der Erfolgsleiter und auf Beliebtheitskalen weit höher rangierten, strahlender im Rampenlicht standen als ich? Wen würden meine vergleichsweise unspektakulären, teilweise lang zurückliegenden Berichte interessieren, in einer Zeit, die tagtäglich von neuen Sensationen überflutet wird, in der Namen und Ereignisse wie »fast food« verschlungen und sofort wieder vergessen werden? Dazu die (Neu-)Gier nach immer neuen Enthüllungen, nach Schlüssel-Loch-Geschichten und Indiskretionen! Hätte ein politisches Buch ohne solcherlei Zutaten überhaupt Chancen, auf dem Bücher(super)markt zu bestehen?

Und außerdem: Wollte ich nach über vierzig Jahren aktiver Politik nicht eigentlich ausruhen, meinen »Ruhestand« mit Mann und Familie genießen, keinem Terminkalender mehr unterworfen sein, reisen, lesen, nichts tun?

Ja, das wollte ich alles, aber es kam ganz anders: Statt ab 1991 ein ruhigeres Leben zu beginnen, ging das unruhige einfach weiter, nun allerdings ohne Büro und Mitarbeiterinnen:

Täglich kamen Anfragen per Brief, Telefon oder Fax für Vorträge, Zeitungsbeiträge, Statements, Talkshows und anderem Schnickschnack. Für Aufräum-, Erinnerungs- und Aufschreibearbeit blieb keine Zeit. Verzettelung drohte und neue Überlastung, vor allem 1993/1994 während meiner neun Monate Kandidatur zum Amt des Bundespräsidenten. Erst am Tag nach der Wahl von *Roman Herzog*, am 24. Mai 1994, über den ich im nachfolgenden »Prolog« berichte, stand für mich fest: Nun gibt es keine Ausflucht mehr: Fang an zu schreiben, versuche es wenigstens. Sage alles weniger Wichtige ab, nimm dir ein Sabbat-Jahr oder zwei . . .

Auch mein Verleger ermutigte mich: »Vergessen Sie alle mehr oder weniger berechtigten Bedenken, verzichten Sie auf autobiographische Vollständigkeit. Überlassen Sie die Aufarbeitung im Detail künftigen Doktoranden oder Biographen. Berichten Sie aus Ihrem Leben und Erleben, dem einer Frau, die sich nun fast fünfzig Jahre lang nicht damit begnügt hat, in der politischen Männer-Welt mitzulaufen, sich anzupassen und Karriere zu machen, die sich vielmehr wirklich zu selbständigem Denken, Reden und Handeln emanzipiert und dabei mehr als einmal ihre Karriere als Politikerin riskiert hat.«

So machte ich mich also ans Schreiben, und das nun nach fast zweijähriger Arbeit fertiggestellte Buch soll rund um meinen 75. Geburtstag erscheinen.

Sein Titel – *Freiheit ist mehr als ein Wort* – ist Bekenntnis und Botschaft zugleich.

Nach der Erfahrung der Unfreiheit in meiner Jugendzeit war »Freiheit« für mich nach 1945 der mir wichtigste und kostbarste Begriff für einen Neuanfang, und er ist es jeden Tag aufs neue, wenn es um die Gestaltung eines menschenwürdigen und gerechten Zusammenlebens geht.

Hans Scholl starb am 22. Februar 1943 auf dem Schafott mit dem Ruf »Es lebe die Freiheit!«, und 1989 erschallte in der DDR

der Ruf nach Freiheit hunderttausendfach, so lange, bis die Diktatur bezwungen war.

Nichts gibt es ohne Freiheit: keine Menschenwürde und keine Solidarität, keine Gerechtigkeit, keine Selbstbestimmung und Selbstverantwortung, keine Vielfalt und Toleranz . . .

Das alles gab es bei uns nicht, solange die Diktatur der Unfreiheit wütete, und deshalb war und ist Freiheit für mich mehr als nur ein Wort. Sie steht für die Bewährungsprobe, ob und was wir aus den Irrtümern unserer Geschichte gelernt haben.

Das ist die Botschaft meines Buches. Es ist kein Polit-Thriller. Es beansprucht keine historische, politische und auch keine autobiographische Vollständigkeit. Es geht mir nicht um persönliche Denkmalpflege oder Schönfärberei. Es geht mir allein darum, festzuhalten und weiterzuvermitteln, weshalb ich 1945, nach der Befreiung von der Unfreiheit, Politik zu meinem Lebensberuf gemacht habe, worum es mir bei meinem fast fünfzigjährigen Engagement ging – was ich damit bewirken wollte.

Nämlich dazu beizutragen, daß wir lernen, aus den Irrtümern und Verhängnissen unserer politischen Geschichte Konsequenzen zu ziehen und die uns nach 1945 geschenkte, zuvor zweimal gescheiterte Demokratie endlich lebensfähig, dauerhaft und glaubwürdig zu gestalten. Darüber berichte ich in diesem Buch.

Dennoch, während des Schreibens haben mich auch immer mal wieder Zweifel beschlichen:

Interessiert dies alles denn auch deine künftigen Leserinnen und Leser?

Dann haben meine Kinder *Miriam Verena* und *Florian* probegerlesen; mein Lektor, *Helge Malchow*, hat strenge Anmerkungen gemacht und mich zugleich ermutigt. Für beides schulde ich sehr viel Dank. Desgleichen allen, die mitgeholfen, abgeschrieben und korrigiert haben, vor allem meiner

langjährigen Mitarbeiterin *Marion Mayer*, die u. a. das Namensregister erstellte, der Lektoratsassistentin *Bernhild vom Bruck* und *Hannelore Kreuter*.

Ich schulde allen Dank, die geduldiger waren als ich, die mich immer wieder angehört haben, meinem Mann vor allem, dem Hauptfreud- und -leidtragenden während der Monate meiner Autorenschaft.

Zur *Konzeption* des Buches ist vor auszuschicken, daß es zwar in einen ersten, *chronologisch-biographischen* und einen zweiten, *politisch-thematischen Teil* gegliedert ist, beide Teile aber vielfältig aufeinander bezogen sind. Deshalb kann auf »Verweisungen« auch nicht verzichtet werden.

Im *Ersten Teil* berichte ich in großen Etappen über meinen Lebenslauf, der so schicksalhaft mit der Geschichte unserer nationalen Katastrophen und den Herausforderungen unserer mühsamen Demokratiewerdung nach 1945 verknüpft ist. Im *Zweiten Teil* beschreibe ich die mir zur Lebensaufgabe gewordenen politischen Problemfelder aus fünf Jahrzehnten Nach-Hitler-Zeit. Im Ersten Teil überwiegt das Persönliche, im Zweiten Teil das Politische. In beiden Teilen geht es um Informationen und Sachverhalte, um Entwicklungen und Erfahrungen. Dabei kommt es mir immer auf zweierlei an:

Einmal verständlich zu machen, weshalb ich als junge Frau nach 1945 *Politik zum Beruf* wählte, welche Motivationen ich dazu mitbrachte und weshalb ich, trotz mancher Erfolge, im Grunde Einzelkämpferin und Außenseiterin blieb.

Und zum anderen wollte ich mit diesem Buch und in diesem Buch mein *politisches Credo* niederschreiben, es begründen und bekräftigen: Nach der unheilvollen Geschichte des Scheiterns unserer ersten deutschen Demokratie und im Gefolge der verbrecherischen Nazidiktatur verstehe ich unsere demokratisch-verfaßte Staats- und unsere immer noch und immer wieder labile, freiheitliche Gesellschaftsform nicht

(nur) als ein institutionelles Regelwerk, sondern vor allem als eine kostbare Errungenschaft, an deren Erhaltung und Verbesserung möglichst viele Bürgerinnen und Bürger teilnehmen müssen.

Dieses politische *Credo* hat mein politisches Denken und Handeln über fast fünf Jahrzehnte geprägt und beflügelt. Es hat mich immer wieder angespornt – mehr als einmal in Zweifel und Enttäuschung getrieben. Freude am Erfolg und Trauer über Mißlingen lagen oft dicht beieinander. Aber ich habe es nie aufgegeben!

Mit diesem politischen *Credo* möchte ich meinen Leserinnen und Lesern meine Hoffnung vermitteln, daß sie bei der Gestaltung *ihrer* Zukunft und bei der Bewältigung *ihrer* Herausforderungen wachsamer sind und politisch klüger handeln als die Generationen ihrer Vorväter.

Während ich daranging, längst Vergangenes zurückzuholen, zu ordnen und zusammenzufügen, wurde ich gleichzeitig neuerlich in aktuelle politische Ereignisse verwickelt. Dabei verschmolz Vergangenes mit Gegenwärtigem und mischte sich Aktuelles mit Erinnerungen, wurde ich zur Pendlerin zwischen Vergangenheit und Gegenwart mit gelegentlichen Ausblicken auf die Zukunft. Das hat meine Schreibarbeit zwar manches Mal unterbrochen, aber auch erfrischt und neu motiviert.

Besonders intensiv erlebte ich dieses »Comeback« 1993/94 während meiner neunmonatigen Kandidatur für das Amt des Bundespräsidenten, die mir nicht nur eine neuerliche öffentliche Bewährungsprobe abverlangte, sondern auch eine Begründungspflicht, *weshalb* ich mir diese Kandidatur an der Schwelle zum biblischen Alter zutraute . . . (vgl. Erster Teil, VIII.)

Und ich erlebte dies, als ich im Laufe des überbordenden Gedenkjahres 1995, mit seinen vielen Erinnerungsdaten an die Endzeit von Hitlers Verbrecherstaat und an unsere Befreiung,

bei vielen Gelegenheiten nach meinen Erinnerungen und Positionen befragt wurde. So begegnete ich der Zeit vor fünfzig Jahren nicht nur zurückgezogen am Schreibtisch wieder, sondern stellte mich bei zahlreichen Anlässen der vielstimmigen und ambivalenten politischen Öffentlichkeit des Jahres 1995. Darüber berichte ich im »Epilog« des Zweiten Teils.

Und schließlich sei auch das noch angemerkt: Dieses Buch zu schreiben, es nach bestem Wissen und Gewissen wahrhaftig zu schreiben, hat mich nicht nur viel Zeit und viel Mühe gekostet, es hinterläßt bei mir und vielleicht auch bei künftigen Leserinnen und Lesern offene Fragen.

Zum Beispiel, ob sich meine Visionen von einer Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität verbürgenden demokratischen Gemeinwesen angesichts der Realitäten unserer ziemlich miesen demokratischen Alltäglichkeiten nicht als politische Courts-Mahler-Illusionen erweisen? – Ich hoffe nicht!

Oder: Ob unsere Demokratien, deren Ideen, Strukturen und Verfahren aus dem 19. Jahrhundert stammen, in postindustriellen Massengesellschaften mit allen revolutionierenden technologischen Errungenschaften überhaupt noch funktionsfähig sein können? – Ich hoffe, ja, wenn wir sie innovativ fortentwickeln.

Oder: Ob ich als Politikerin nicht doch zu weit vom »Mainstream« abgewichen bin, um noch als objektive Zeitzeugin gelten zu können? – Ich hoffe, daß es mir dennoch gelingt.

Solcherlei Fragen stelle ich mir, und ich möchte sie meinen Leserinnen und Lesern nicht verheimlichen. Vieles, was ich politisch gedacht, getan, vertreten und in diesem Buch aufgeschrieben habe, scheint zumindest teilweise schon jetzt überholt oder könnte demnächst überholt, verdrängt, obsolet sein.

Das mag sein! Doch ich wollte festhalten, was ich in meiner Jugend und seit dem Ende der Nazidiktatur erlebt habe und wie es mein Leben geprägt hat.

Dieses fünfundsiebzigjährige Leben, in dem ich fast fünfzig Jahre passioniert für ein freies und humanes Gemeinwesen gearbeitet habe, verlief wie eine Wanderschaft auf einem langen, mit Freuden und Schmerzen gepflasterten Weg.

Von diesem Weg und meiner Passion zur Freiheit berichte ich in diesem Buch.

ERSTER THEIL
LEBENSSTUFEN

Biographische Berichte

Prolog

Wiedersehen nach sechs Jahrzehnten

Es war am Tag nach der Wahl des siebten Bundespräsidenten, bei der ich – wie vorhersehbar – erfolglos für dieses Amt kandidiert hatte. Es war am 24. Mai 1994 in Berlin, als ich mit meinem Mann und meinen beiden erwachsenen Kindern hinaus nach Berlin-Dahlem fuhr, um ihnen das Haus meiner Kindheit im »Falkenried 4« und die umgebenden Straßen und Plätze, die Schule und Kirche zu zeigen.

Gelöst und erleichtert von der Bürde meiner Kandidatur und der Anspannung des Vortages stöberten wir vergnügt und neugierig in den Spuren meiner Kinderjahre. Ich erzählte und



Während der Bundespräsidentenwahl am 23. Mai 1994 in Berlin
mit meinem Sohn Florian, meinem Mann, Dr. Erwin Hamm,
und meiner Tochter Miriam Verena

erzählte, beschrieb jedes Zimmer hinter der Fensterfront, erinnerte mich wieder an Einzelheiten, die ich längst vergessen hatte, ließ unser Familienleben wiedererstehen.

Hier hatte meine Kindheit in den zwanziger Jahren geborgen und unbeschwert begonnen, hier hatte sie zehn Jahre später mit dem Tod der Eltern jäh und traurig geendet . . .

Dann fuhren wir weiter . . . nach Potsdam. Hier hatten sich, kurz vor der Umsiedlung der »Brücher-Waisen« (so wurden wir damals tatsächlich genannt) zur Großmutter nach Dresden, am 21. März 1933, der vergreiste Reichspräsident *von Hindenburg* und der »böhmische Gefreite« *Adolf Hitler* über dem Sarg des Preußenkönigs *Friedrich II.* die Hände gereicht und damit den Anfang vom Ende freiheitlicher und humaner deutscher Traditionen besiegelt. Mit diesem Bündnis zwischen der deutschnationalen Rechten und den Nazis hatte die Schreckensherrschaft – zunächst symbolisch – begonnen, die zwölf Jahre später – wiederum in Potsdam – mit jener Konferenz der Siegermächte zu Ende ging, auf der die Teilung Deutschlands und Europas beschlossene Sache wurde.

Und nun war ich über sechzig Jahre nach jenem ersten und fast fünfzig Jahre nach jenem zweiten historischen Ereignis wieder in Potsdam. Die Teilung Deutschlands und Europas war überwunden, der Kalte Krieg friedlich beendet, aus dem aus eigener Schuld zerstörten und zerstückelten Deutschland war eine wiedervereinte, freiheitliche Demokratie geworden.

Diese historische Zeitspanne hatte ich miterlebt, miterlitten, mitgeschaffen und mitgestaltet. Welch eine Lebensgeschichte!

Und noch eine dritte, mein politisches Leben bestimmende Erinnerung wurde an diesem 24. Mai 1994 in Berlin wach: Bei unseren Fahrten zwischen Flugplatz und Hotel fuhren wir – und das war nicht geplant – an den Gefängnissen Moabit und Tegel, an der Bendlerstraße und dem Hinweisschild zur Gedenkstätte Plötzensee, der Hinrichtungsstätte der Wider-



Das Elternhaus in Berlin-Dahlem

standskämpfer vorbei – an den Stätten des Leidens, des Sterbens und der Bewährung ungezählter (im Achtzig-Millionen-Volk der Deutschen jedoch nur weniger) Widerstandskämpfer gegen die menschenverachtende Nazidiktatur.

Damit schloß sich der Kreis der Tagesreise in unsere deutsche Vergangenheit und in meine persönliche und politische Biographie. Denn es war ja das Schicksal dieser Deutschen gewesen, es war der Opfertod aller Verfolgten, Ermordeten, aus Deutschland verjagten Menschen, die mein politisches Denken und Verhalten bestimmt und motiviert hatten. Seit damals bis heute.

Heute wieder besonders, weil – wie ich meine – uns, den nun weniger werdenden Zeitzeugen der Nazizeit, angesichts des größer werdenden zeitlichen Abstands zum Geschehen eine besondere Verantwortung auferlegt ist. Die jugendlichen Verfasser der Flugblätter der WEISSEN ROSE haben sie uns 1942 mit folgenden Worten aufgetragen:

». . . Aus Liebe zu kommenden Generationen muß nach Beendigung des Krieges ein Exempel statuiert werden, daß niemand auch nur die geringste Lust verspüren sollte, Ähnliches aufs neue zu versuchen.«

Haben wir dieses Exempel statuiert? – Sind wir ihrem Vermächtnis auf dem Weg in ein freies und gerechtes Gemeinwesen gerecht geworden?

Das war es, worüber ich öffentlich Rechenschaft ablegen wollte! Gleich morgen wollte ich mit dem Schreiben beginnen!

Bewegt von den Erinnerungen des Tages und den Ereignissen des Vortages, erschöpft vom Erzählen und Wiedererkennen, beflügelt von meinem Vorsatz, kehrte ich aus Berlin an meinen Schreibtisch nach München zurück . . .

Wie hatte alles begonnen, damals vor über siebenzig Jahren, als ich ein Kind war, und wie ist es bis heute weitergegangen?

I.

Über meine Kindheit und ihr jähes Ende

(1921 – 1932)

*Unbeschwerte Kindheit – Der Sprung vom Zehnmerturm –
Die Leseratte – Späße und Streiche – Tod der Eltern*

»Im Galarock des heiteren Verschwenders
ein Blumenzepter in der schmalen Hand,
fährt nun der MAI, der MOZART DES KALENDERS
aus einer Kutsche grüßend über Land.«
Erich Kästner

An meinen ersten Sprung ins Ungewisse kann ich mich gut erinnern: Ich, geboren am *11. Mai 1921*, wagte ihn mit sechs oder sieben Jahren, als ich vom Zehnmerturm des idyllischen Familienschwimmbades »Krumme Lanke« in Berlin-Wannsee heruntersprang. Eigentlich war mir bänglich zumute. Aber mein Vater stand – einem beschützenden Gottvater gleich – im weißen Bademantel unter dem Vordach des Sprungturms, und ich genierte mich umzukehren. Ich sprang also und hielt mir nicht einmal die Nase zu. Es patschte tüchtig, aber es gelang. Also gleich noch einmal. Von nun an machte es Spaß, und ich hatte keine Angst mehr. Der Vater war's zufrieden.

Ich war die jüngste Freischwimmerin und Turmspringerin in der Familie und in meiner Schulklasse – gerade erst von der »Angel« des Bademeisters entlassen, an der ich unter seinen »Eins-zwei-drei«-Drill-Kommandos in kürzester Zeit schwimmen gelernt hatte. Allseits gab es Respekt vor »der kleinen Freischwimmerin« . . .

Ist das mehr als eine nostalgische Kindheitserinnerung, ein Beispiel dafür, wie »mutig«, vielleicht auch ehrgeizig das

Mädchen Hildegard war? Oder ist es ein früher Nachweis für ihre schwimmsportliche Begabung, die sich alsbald herausstellen und zu erfreulichen Erfolgen in fast allen Disziplinen (Brustschwimmen, Kraulen und Rückenkraulen) führen sollte?

Nein, ich will die Bedeutung dieser Kindheits-Episode nicht mystifizieren. Aber da war doch noch etwas anderes: Denn eigentlich bin ich gesprungen, weil ich mutig sein und vor meinem Vater bestehen wollte.

Und das war tatsächlich etwas, was sich in meinem Leben wiederholen sollte. *Etwas*, das sich immer dann einstellte, wenn ich in einer ungewöhnlichen Situation nicht umkehren, sondern mich bewähren wollte. Dann faßte ich Mut, »sprang«, und genau das machte mich angstfrei. Von solchen Sprüngen ins Ungewisse wird im Verlauf meines Lebens mehrmals zu berichten sein . . .

Noch lebte ich geborgen im Eltern- und Geschwisterkreis. Noch kehrte alljährlich im Geburtsmonat Mai der MOZART DES KALENDERS im Galarock und mit Blumenzepter wieder und spielte sein »Scherzo aus der Symphonie des Glücks«, wie es im Kästner-Gedicht in einem späteren Vers heißt.

Wir waren fünf Geschwister. Der älteste Bruder war vor dem Ersten Weltkrieg geboren, wir vier jüngeren im Abstand von zwei Jahren danach. Ich – von allen »Hillala« genannt (was ich mir an meinem zehnten Geburtstag schriftlich verbat) – war ein überaus »normales« Kind, vergnügt und unbeschwert, frech, aber auch schüchtern und irgendwie verschlossen.

Auffällig war – abgesehen von meinen von früh auf erkennbaren sportlichen Leidenschaften – meine Lesewut. Ich verachtete Puppenspiele und war von der zweiten Volksschulklasse an eine leidenschaftliche Leseratte, die von früh vor der Schule bis spät in die Nacht (mit verbotener Taschenlampe unter der Bettdecke) ins Reich der Geschichten und bald auch der Geschichte entschwand. Von *Erich Kästner* abgesehen waren



es zehn Bände »Nesthäkchen« (wer weiß eigentlich, daß die liebenswürdig-konventionelle Autorin *Else Ury* 1943 in Auschwitz vergast wurde!), »Bibi« (eine aufmüpfige, schwedische Mädchengeschichte) und die unendliche »Familie Pfäffling« . . . Dazu kamen die dickleibigen Jahrgangsbände des »Guten Kameraden«, »Heidi« von *Johanna Spyri*, Sagen und Märchen aus aller Welt – also ein kunterbuntes Gemisch an Lesestoff. Ich lebte in all diesen Welten zugleich und erinnere mich noch heute an mehr Einzelheiten aus Kinderbüchern als aus Bestsellern meines Erwachsenenlebens.

Sehr bald schon besaß ich mein eigenes Bücherregal, tipp-topp aufgeräumt, was sonst nicht meine Stärke war, führte sorgfältig Buch über (auch an Geschwister) ausgeliehene Bücher und stöberte nach meinem zehnten Geburtstag zusätzlich in allen Bücherschränken von Erwachsenen. Geschichte faszinierte mich – vor allem der Freiheitskrieg mit *Königin Luise* und dem in der Schlacht von Saalfeld 1806 gefallenen schönen Prinzen *Louis Ferdinand*, und dann natürlich Liebesgeschichten mit all ihren unergründlichen Geheimnissen . . .

Im übrigen tobten, rauchten und kungelten wir Brücher-Geschwister, hüteten unsere Kindergeheimnisse, schlossen Freundschaften und verkrachten uns. Kurz, obwohl Kinder aus wohlhabendem, bildungsbürgerlichem Milieu, wuchsen wir »in Freiheit dressiert« auf, woran die Mutter wider alle fremden Bedenken festhielt. Zur Dressur zählte, daß wir von früh auf kleine tägliche Pflichten erfüllen mußten, daß Lügen streng bestraft und Unpünktlichkeit geahndet wurde.

Sonntags gingen wir regelmäßig und freiwillig – die Jungens wegen der U-Boot-Geschichten besonders gerne – in den Kindergottesdienst von Pastor *Martin Niemöller* (der im Ersten Weltkrieg erfolgreicher U-Boot-Kommandant war) – in der kleinen Dahlemer St. Anna Dorfkirche. Noch heute hüte ich ein für Kinder gefühlvoll illustriertes »Neues Testament« mit seiner Widmung.

Zu Hause wurde bei Tisch und vor dem Schlafengehen gebetet. Ansonsten erinnere ich mich an keine Anzeichen besonderer Frömmigkeit. Vor allem mein Vater, der als Katholik zugelassen hatte, daß seine Kinder nach der Religion der Mutter evangelisch aufgezogen wurden, hielt sich aus unserer Erziehung im allgemeinen und unserer religiösen im besonderen heraus.

Im Brücherschen Dahlemer Reihnhaus ging es wohlhabend, aber im Vergleich mit heutigen Ansprüchen doch sehr sparsam, gelegentlich spartanisch zu: Dreimal in der Woche gab es für uns Kinder Brei zum Abendbrot, selten Fleisch oder Aufschnitt. Zur »Abhärtung« gab es allmorgendlich Abreibungen mit feucht-kalten Tüchern und einen Eierbecher gefüllt mit Zitronensaft pur zu trinken. Die täglichen »Pflichten« reichten vom Helfen beim Tisch decken über Schuhe putzen bis Mülleimer leeren. Kleider und Mäntel wurden durch Verlängern und Verkürzen der Säume (routiniert gefertigt durch die zweimal jährlich für eine Woche anreisende Hausschneiderin) von Geschwister zu Geschwister »vererbt«. Meinen ersten »eigenen« Mantel erhielt ich zur Konfirmation. Schürzen (sonntags weiße) waren obligatorisch, und auf die Alltagskleider wurden zweimal in der Woche frische, weiße Kragen genäht. Ein Lutscher für 10 Pfennig galt als große Belohnung. Tage, Wochen und Monate hatten ihren festen Rhythmus, vergleichsweise gab es wenig Abwechslung.

Insgesamt empfanden wir unsere Erziehung als nicht besonders streng, wir »durften« mehr als unsere Freundinnen und Freunde. Vor allem gab es keinerlei Dünkel oder Hochmut vor »kleinen Leuten«, was im Dahlemer Milieu damals noch die Ausnahme war. Wir liebten unsere langjährige Köchin *Minna*, weinten mit ihr, wenn der Schatz ausblieb, freuten uns, wenn er wieder auftauchte, und stahlen uns, wenn abends Gäste kamen, zu später Stunde zum »Reste-Essen« in die Küche. Manchmal ließ *Minna* durchblicken, daß sie zwar aus tiefster

Überzeugung die »Sozis« wähle, aber doch recht gern bei »Klassenfeinden« – wie den Brüchers – diene.

Besonders gern fuhren wir mit Herrn *Hand*, dem Chauffeur meines Vaters, zu echt Berliner Geburtstagsfeiern in seine »Laube« mit einem winzigen Schrebergarten, weit hinter dem Wedding. Manchmal durften wir dort sogar zu zweit auf dem »Kanapee« übernachten.

Außerdem erinnere ich mich an ziemlich wilde Mutproben unter uns Kindern, wenn wir zum Beispiel bei Dunkelheit über Zäune kletterten, uns bei Nachbarn unter erleuchteten Fenstern heimlich anschlichen und kleine Zettelchen hinterließen. Wehe, wir wären erwischt worden! – Oder ich erinnere mich an Fahrradkunststücke, bei denen wir die Beine auf die Lenkstange legten oder auf dem Sattel standen. Wir Kinder hatten unsere Geheimsprache, immer zerrissene und verschmutzte Kleider (Jeans gab es natürlich noch nicht), Schürfwunden überall, hatten viel Spaß und gaben viele schlechte Beispiele für Leichtsinn und riskante Unternehmungen. »Hildegard ist zwar nur ein Mädchen, aber sie kann den Mund halten . . .« Das war das größte Jungen-Lob.

Die Schule lief so nebenher und spielte – im Vergleich zu heute – im Familienleben so gut wie keine Rolle. Ich war begeisterte und ausdauernde Gedichte- und Kirchenliederaufsagerin und lernte schon beim älteren Bruder mit (z. B. »Die Kraniche des Ibikus«, 23 Verse – schaudernd von A bis Z). Die meisten kann ich noch heute auswendig.

Zwar wurde ich bereits mit fünf Jahren eingeschult – was mir bis zu meiner Promotion stets einen Altersvorsprung verschaffte –, war auch immer eine »gute Schülerin«, zeigte aber – abgesehen von früh ausgeprägten sportlichen Neigungen und meiner Freude am Gedichteschreiben, Deklamieren und Lesen – nirgendwo überdurchschnittliche Talente. Überhaupt wurde um uns Kinder kein besonderes »Getue« gemacht. Auch gab es weder großartige Urlaubsreisen (in den Winterurlaub reisten



Letzte Ferien in Bansin an der Ostsee im Sommer 1932 mit der Mutter
v. l. n. r.: Ernst, Mechtild, Wolfgang und Hildegard

die Eltern ohne uns meist nach Lenzerheide, nur in den Sommerferien ging es mit riesigen Koffern und etwa acht Personen an die Ostsee nach Bansin) noch sonst einen aufwendigen Lebensstil.

Ostern 1931 wurde ich in die Sexta des »Gertrauden Lyceum« für Mädchen – gleich gegenüber unserem Haus – eingeschult, was den großen Vorzug hatte, daß ich vergessene Bücher, Hefte oder Frühstücksbrote noch schnell in der Pause holen konnte oder von unserer *Minna* durch den hohen Zaun nachgereicht bekam.

Es gäbe sicher noch viel aus den ersten zehn Kinderjahren zu berichten: von selbstgedichteten Theaterstücken, die zu Geburtstagen aufgeführt wurden, über herrliche Kindereinladungen, die meine Mutter mit wechselnden Überraschungen liebevoll inszenierte, von Kinderkrankheiten, während denen

wir »verwöhnt« wurden und uns immer dann »etwas wünschen durften«, wenn wir tapfer waren im Ertragen von Schmerzen oder bei den gefürchteten Spritzen, von Ferienbesuchen bei der geliebten Oma in Dresden, die für jedes ihrer neun Enkelkinder im Eingangsrondell des Gartens ein Rosenbäumchen mit Namensschild gepflanzt hatte und die uns neue Bücher schenkte, die sie für jeden individuell ausgesucht und selber gelesen hatte. Unser Ömchen war wirklich »die Größte«, und nach dem frühen Tod der Eltern wurde sie, wie selbstverständlich, zum rettenden Engel, der uns das Zuhause erhielt und unser Heranwachsen behütete, so gut sie es später noch vermochte.

Meine Mutter *Lilly* war eine lebensfrohe, energische und »moderne« Frau, die aus einer wohlhabenden, angesehenen (der Großvater war »königlich sächsischer Kommerzienrat« und besaß mit seinen Brüdern mehrere Malzfabriken in Dresden), christlich getauften, bewußt assimilierten, vormals jüdischen Familie stammte. Darüber wurde, jedenfalls vor uns Kindern, niemals gesprochen. Meine Mutter war wohl keine im heutigen Sinne »emanzipierte« Frau, hatte aber höchst vernünftige und aufgeschlossene Ansichten – zum Beispiel über freizügige Kindererziehung, Berufsausübung und Selbständigkeit der Frau. Sie war im Familien- und Freundeskreis äußerst aktiv, beliebt und tonangebend.

Mein Vater *Paul* war ein hochqualifizierter Jurist aus westfälischem Bauerngeschlecht, der nach dem Ersten Weltkrieg trotz eines schweren Nervenschocks, den er abgesehen von vielen Orden aus den Schützengräben mitgebracht hatte, als leitender Direktor der Berliner Niederlassung der ELEKTRO THERMIT in den zwanziger Jahren beruflich Karriere machte. Wir bekamen ihn meist nur samstags beim Mittagessen zu sehen, und dann hieß es, sich »anständig zu benehmen«. Über ihn persönlich und seine Familie erfuhren wir zu seinen Leb-



Meine Mutter Lilly Brücher geb. Pick

zeiten nicht viel. Manchmal fuhr er mit uns zum Schwimmen, oder er gab mir – nach Kavalleristen-Manier – gestrengen Reitunterricht, den ich nach einigen Stürzen eher fürchtete als liebte. Aber ich lernte die Zähne zusammenzubeißen. Einmal durfte ich bei einem Jugendreitturnier mitmachen und kam beim Trabrennen als erste durchs Ziel, wurde dann allerdings disqualifiziert, weil mein braves Roß zu lange galoppiert hatte. Ich nahm es gelassen und verließ mich bei sportlichen Wettkämpfen künftig lieber auf meine eigenen Kräfte.

Unvergessen ist mir die liebevoll-strenge Tröstung meines Vaters, als er mich einmal heulend unter dem Eßtisch hervorzog und ich darüber klagte, daß die Lehrerin bei der Benotung meines Aufsatzes »so ungerecht« gewesen sei. Er strich mir über die stets zerzausten Zöpfe und sagte eindringlich: »Merke dir, Hildegard, auf der Welt gibt es keine Gerechtigkeit.« Zwar habe ich es mir gemerkt und im Laufe meines Lebens des öfteren erfahren, wie recht er hatte. Dennoch konnte ich, wenn es gar zu ungerecht zuging, trotz der väterlichen Vorwarnung die Tränen mehr als einmal nicht unterdrücken.

Die beiden Tage, an denen der Vater am 17. Dezember 1931 und die Mutter am 17. November 1932 starben, sind unauslöschlich in meinem Gedächtnis eingegraben. Vater starb an einem damals tödlichen, vereiterten Blinddarm, was uns die Mutter zu früher Morgenstunde – ich putzte gerade meine Schuhe – nicht etwa schonend, sondern mit der ganzen Härte ihrer Verzweiflung beibrachte.

Unser Gemeinde- und Kindergottesdienstpfarrer *Martin Niemöller* begleitete uns ans Grab des Vaters. Erst dort brach ich in Tränen aus.

Die Mutter starb, auf den Tag elf Monate später, am 17. November 1932, wie uns gesagt wurde »am Kummer«. Ich vermute aber, nachdem sich bei ihr nach dem Tode des Mannes



Mein Vater Dr. Paul Brücher

immer unerträglicher werdende Kopfschmerzen eingestellt hatten, an einem – damals inoperablen – Gehirntumor.

Ihre Qualen müssen entsetzlich gewesen sein. Wir älteren Geschwister hatten sie wenige Tage vor ihrem Tod im Krankenhaus noch einmal besuchen dürfen. Bei offener Krankenzimmertür sahen wir sie nur durch den Waschtischspiegel. Wir erkannten sie kaum wieder, und sie erkannte uns nicht mehr. – »Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.« Mit diesen Worten aus dem 68. Psalm begleitete uns Pfarrer *Niemöller* wieder zum letzten Abschied.

Martin Niemöller hat uns Brücher-Kinder – selbst während seiner Jahre im KZ Dachau – nie aus den Augen und aus dem Sinn verloren . . . Immer, wenn ihn seine Frau für wenige Minuten im KZ besuchen durfte, hat er sich nach unserem Ergehen erkundigt.

Obgleich ich seinem politischen Engagement nach 1945 nicht folgen konnte, blieb sein Name in unserer Familie immer mit Dankbarkeit, Wehmut und größter Hochachtung verbunden. In seinen letzten Lebensjahren habe ich ihn noch zweimal in Wiesbaden besucht. Wir politisierten nicht, fühlten uns aber im Glauben miteinander verbunden – eine für mich wichtige Erfahrung.

Der jähe Verlust der Eltern hatte in meiner noch ganz kindlichen psychischen Konstitution tiefe Risse und Narben hinterlassen, die ich hinter äußerer Tapferkeit und Forscherheit verbarg. Die toten Eltern erlangten für mich eine starke Vorbildfunktion. Ich wollte vor ihnen bestehen, meine jüngeren Geschwister beschützen, mir große Mühe geben, nicht »schlappzumachen«.

Oft habe ich mich gefragt, ob ich unter elterlicher Obhut ein anderer Mensch geworden wäre. Wären die Eltern, bei meinem frühen Drang nach Selbständigkeit, in gleicher Weise die unverrückbaren Idole geblieben? Was wäre ihnen – vor allem

meiner Mutter – in der Nazizeit zugestoßen? Was blieb beiden durch ihren frühen Tod erspart?

»Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch« – diesen Trost hat uns Pastor *Niemöller* am Grab der Mutter ins Herz gepflanzt. Er hat mich durchs Leben begleitet.

Am 17. November 1932 war unsere Kindheit zu Ende.



Meine Großmutter Else Pick

II.

Über meine Jugend im Schatten der Nazidiktatur

(1933 – 1939)

*Verlust der Geborgenheit – Zur Großmutter nach Dresden –
Das Stigma der Nürnberger Gesetze – Das glückliche
Jahr in Salem – Arbeitsdienst*

»Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker . . .«
Jesaja 60

Unser geliebtes »Ömchen« *Else Pick*, Mutter meiner Mutter, die im gleichen Jahr, 1932, verwitwet war, nahm die drei jüngeren Brücher-Kinder Ostern 1933 zu sich ins hochherrschaftliche Großelternhaus nach Dresden. Der ältere Bruder *Ditmar* mußte nach einer lebensbedrohenden Lungenentzündung nach Davos ins Internat. Dort blieb er bis zum Abitur 1938. *Wolfgang*, der Älteste, absolvierte statt des geplanten Studiums eine kaufmännische Lehre in Bremen und ging Mitte der dreißiger Jahre in der Hoffnung, vor den Nazis sicher zu sein, in ein Handelshaus nach Holland. Er sorgte wie ein Vater für uns jüngere Geschwister, besuchte uns, nahm uns zum Skilaufen mit und war immer zur Stelle, wenn wir Kummer hatten.

Wir fünf Brücher-Kinder hingen von nun an wie die Kletten aneinander, versprachen uns, »tapfer zu sein«, was auch immer das heißen mochte. Jedenfalls spricht dieser Vorsatz aus den wenigen noch erhaltenen Briefen während unserer Dresdner Zeit.

Trotz aller äußeren Fürsorge, wir drei jüngeren Brücher-Kinder wurden in Dresden nie recht heimisch. Ich wuchs rasch in die Rolle der verantwortungsbewußten älteren Schwester, der das »Tapfersein« damals und in der Folgezeit nicht besonders gut bekam. Ich kapselte mich von der Welt der Erwachsenen

ab, wollte keine Gefühle an mich heranlassen, härtete mich gegen jede Art Wehleidigkeit ab, und es hat später lange gedauert, bis ich die Folgen meiner inneren Abhärtung überwunden hatte. Ihre Narben sind geblieben.

Ostern 1933 wurde ich in die Quarta des Dresdner *Mädchengymnasiums* eingeschult. *Hitler* war an der Macht, und meine neue, vormals einigermaßen liberale Schule veränderte sich zusehends.

Ich saß in der neuen Klasse ganz hinten. Durch die Trauerkleider und einen schwarzen Flor am Mantel stellte sich sofort Distanz zu den neuen Klassenkameradinnen ein. Die »Neue«, die nicht sächsisch sprach, gehörte nie ganz dazu. Es gab einige niedergedrückte jüdische Mädchen, die, eins nach dem anderen, ohne Abschied verschwanden. Wir wagten nicht zu fragen, wohin. Ob sie überlebt haben, weiß ich nicht.

Mein Schulweg vom Großelternhaus in der Dresdener Altstadt über die Elbe nach Dresden-Neustadt, den ich bei Wind und Wetter quer durch die Stadt mit dem Fahrrad zurücklegte, betrug mehr als sieben Kilometer. Ich fand das toll und bedauerte alle Mädchen, die nicht radfahren durften, sondern mit der Straßenbahn fahren mußten. Auf jeden Fall brachte mein täglicher Radsport Prestigegewinn. Desgleichen meine Erfolge beim Völkerball und bei Sportwettkämpfen.

Sonst aber war und blieb ich – im Vergleich zur Berliner Schulzeit – einsam, mußte zwei Jahre Englisch nachlernen und hatte auch sonst Schwierigkeiten mit dem Eingewöhnen. Mit einer Ausnahme: In der hintersten Reihe saß ein Mädchen mit kurzgeschorenen Haaren, asketischem Äußeren, aber ganz sanften Augen. *Susanne*. Sie wurde und blieb bis heute meine beste Freundin. Sie war eine leidenschaftliche Pfadfinderin und steckte mich damit an. So wurde ich noch bis zur Auflösung durch die Nazis für einige Monate begeistertes Mitglied des »Bundes Deutscher Pfadfinderinnen«, was mich vor-



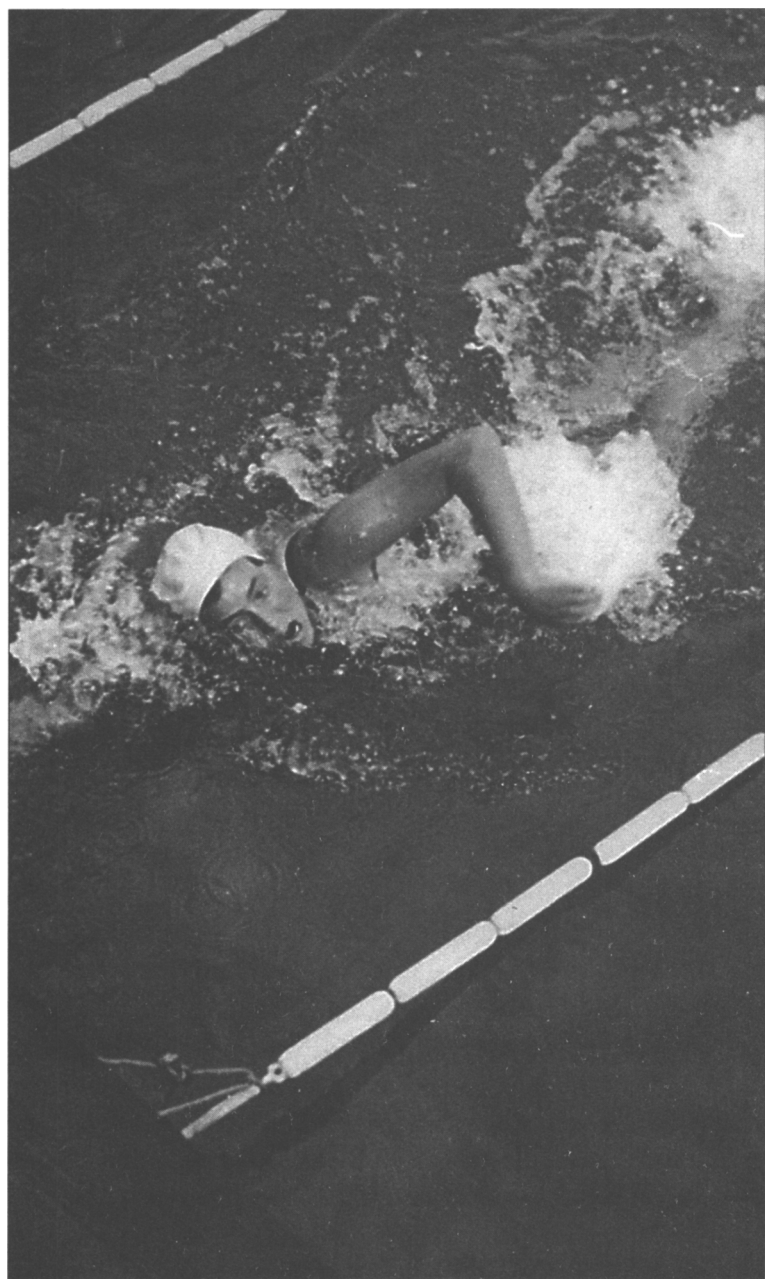
Als Pfadfinderin 1933

übergehend von meiner Verlassenheit ablenkte. Raus aus dem behüteten Großmutter-Haus, Zelten, Fahrten, das machte mir Spaß!

Dann aber war auch das vorbei. Zum *BDM* (Bund Deutscher Mädel) durfte ich nicht – weshalb, sagte man mir nicht. Spätestens seit dem Konfirmandenunterricht (1935/36) wollte ich auch gar nicht mehr dazugehören. Die Lieder, die Sprüche, der Führerkult, die »Schulung« gefielen mir nicht.

Statt dessen hatte ich, abgesehen vom Lesen, bald das Schwimmen als meine neue Leidenschaft entdeckt. Genauer gesagt: Ich war von einem Sportlehrer als Talent entdeckt worden und wurde nun zweimal in der Woche in allen Schwimmmarten – heute würden wir »Leistungssport« dazu sagen – trainiert. Im Vergleich zu den heutigen Trainingsanforderungen dürfte es allerdings ein Kinderspiel gewesen sein. Ab 1935 durfte ich an ersten Jugendwettkämpfen teilnehmen, bei denen ich für mein Alter sehr gut abschnitt. Neben knallrot entzündeten Augen und pitschnassen, im Winter steifgefrorenen Zöpfen brachte ich Kränze mit Eichenblättern und Siegerschleifen nach Hause. Sie wurden über mein Bett gehängt und viel bestaunt. Nach der Olympiade 1936, zu der ich zu meiner ganz großen Begeisterung mit meinem Trainer und anderen jungen »Sportkanonen« in einer schwimmenden Jugendherberge auf der Elbe von Dresden nach Berlin reisen durfte, wurde ich in eine Art »Nachwuchsmannschaft« für die nächste Olympiade 1940 in Tokio empfohlen. Daraus aber wurde bekanntlich nichts . . .

Zeitweise begeisterte ich mich auch fürs Klavierspielen, gab es aber nach einigen Jahren trotz fleißigen Übens auf dem viel zu prächtigen Steinway-Flügel mangels Talent wieder auf. Erfolge in der musikalischen Disziplin blieben für mich zeitlebens ein ersehntes, aber unerreichbares Ziel. Dennoch: Musikhören, allenfalls auch Chorsingen, wurde und blieb ein Lebenselixier, mit dessen Hilfe ich so manche Augenblicke der Verzweiflung verkraftete.





Ostern 1933 nach dem Tod der Eltern
v. l. n. r.: Ditmar, Hildegard, Mechtild, Ernst

Alles in allem und trotz aller äußeren Geborgenheit im schönen Großelternhaus: Mit dem »Umtopfen« der Brücher-Waisen von Berlin nach Dresden war unwiderbringlich etwas zu Ende, was Kinder so dringend brauchen wie das tägliche Brot: das Gefühl der inneren Geborgenheit, des ganz normalen und selbstverständlichen Behaustseins. In unseren schwarzen Trauerkleidern fühlten wir uns stigmatisiert, abgenabelt von unserer Kindheit, von früheren Freunden und unserer gewohnten Umgebung. Dabei blieb es, bis wir 1937 ins Internat nach Salem kamen.

Irgendwann, Mitte der dreißiger Jahre, wurde ich »aufgeklärt« – und das gleich in zweifacher Hinsicht und leider nicht mit der nötigen Offenheit.

Die Sexualaufklärung war ein überaus peinliches Tabu. Zu meiner Zeit konnte kein Mädchen damit auch nur das geringste anfangen. In einem Buch mit dem geheimnisvollen Titel »Das Herz ist wach«, entwendet aus dem verschlossenen Bücherschrank meines verstorbenen Vaters, las ich, daß Mann und Frau die »Nacht miteinander verbringen« . . . Darunter konnte ich mir aber auch gar nichts vorstellen. Ältere Mädchen tuschelten und kicherten, wenn sie »an ihren Tagen« vom Turnunterricht befreit waren. Ich fand das albern und turnte einfach mit.

Wen hätte ich fragen sollen? Ich galt als herbes, schweisgsames, Erwachsene abweisendes Kind und machte mir so meine eigenen Gedanken über Gott und die Welt, über meinen Gott, meine Welt und mein Erwachsenwerden. Und nun auch über Mädchen und Jungen.

An Gott hatte ich von Kind auf fest geglaubt. Nun aber flüchtete ich mich geradezu in die Vorstellung, daß Gott und mein Glaube an ihn und an seinen Sohn meine einzige Geborgenheit sei. Meine Konfirmation Ostern 1936 (im weißen langen Kleid, damals höchst ungewöhnlich) erlebte ich aus tiefgläubigem Herzen.

Statt dem für Mädchen üblichen Schmuck hatte ich mir ein Faltboot und eine Schreibmaschine gewünscht, sonst nichts. Ich erhielt beides, taufte das Boot »carpe diem«, und die »kleine Erika« habe ich bis zur Anschaffung meines PCs benutzt. Nun steht sie – zusammen mit einigen wenigen Kindheitsschätzen – wohl verwahrt ganz oben im Schrank meiner Erinnerungen.

Stellvertretend für alle Konfirmanden durfte ich in der überfüllten Dresdner Lukas-Kirche den zweiten Teil des Glaubensbekenntnisses aufsagen. Das war (abgesehen vom Gedichte-

aufsagen bei Schulfesten) mein erster öffentlicher Auftritt. Mein Konfirmationsspruch Jesaja 60, Vers 1 und 2 wurde für mich zu einer Art Lebensmotto:

»Mache dich auf, werde licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir.

Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit scheint über dir.«

Welch eine Verheißung! Würde sie sich erfüllen? Ich suchte Bewährung in einer Welt, die seit dem Tod der Eltern nicht mehr heil war und die nun – spätestens ab 1935 – für uns zunehmend finster und feindselig geworden war.

Und das war dann meine zweite, nicht minder heikle Aufklärung:

Man hatte nicht gewagt, den Brücher-Waisen rechtzeitig zu sagen, daß unsere sehr christliche Großmutter und ihr 1932 verstorbenen Mann *Franz Pick* nach den Nürnberger Gesetzen als Juden galten, wir also sogenannte »Halbarier« (später sogenannte »Halbjuden«) waren und seit Herbst 1935 gleichfalls von diesen Gesetzen betroffen.

Diese »nichtarische« und damit mit einem Makel behaftete Abstammung mütterlicherseits war für uns um so irrealer, als die Großeltern, wie gesagt, überzeugte Protestanten und »gute Deutsche« waren, erfüllt von sogenannter deutschnationaler Gesinnung und vaterländischer Pflichterfüllung in Krieg und Frieden. Sie genossen in Dresden allerhöchstes Ansehen und taten für die Gemeinschaft viel Gutes.

Weshalb also sollte die geliebte Großmutter für unsere Herkunft und Familie plötzlich ein Makel sein?

Ich verstand einfach nicht, was das alles bedeuten sollte: Weshalb plötzlich diese Ausgrenzung? Die peinlichen Rückzüge, Ausflüchte, Bedauern? Und weshalb schenkte man uns so spät reinen Wein ein?

Sicher, man wollte unsere ohnehin traurige Kindheit so lange als möglich nicht zusätzlich belasten, nun aber war der Schock um so schmerzlicher . . .

Anfang 1937 mußte ich aus dem geliebten Schwimmverein austreten, durfte keine Wettkämpfe mehr mitmachen und auch nicht an Klassenreisen ins Schullandheim teilnehmen. Auch von Schulfeiern waren wir ausgeschlossen, weil wir keine BDM-Mitglieder waren und keine Uniformen trugen, was ich allerdings weniger bedauerte, denn ich hatte statt dessen schulfrei.

Bei all dem waren und blieben die Lehrer, darunter der Religionslehrer Dr. *Köhler*, (bis auf eine Ausnahme) weiter sehr nett zu mir, vor allem meine Klassenlehrerin Fräulein Dr. *Thea von Seydewitz*, die einen inspirierenden Geschichtsunterricht – mein Lieblingsfach – gab. – Nach 1945 kam sie in den »Westen« und nahm – nachdem sie meinen Namen in der Zeitung wiedererkannt hatte – mit mir Verbindung auf. Ich besuchte sie noch zweimal im Altersheim in Heidelberg und konnte ihr für ihren Unterricht und ihre Zuwendung danken.

Zu Hause wurde uns eingetrichtert, unsere »Abstammung« wann immer und so lange als möglich geheimzuhalten, als sei sie so etwas wie Aussatz. Ich scheute mich, neue Freundschaften zu schließen, Einladungen anzunehmen, die Tanzstunde mit meiner Klasse zu besuchen, irgend etwas in Angriff zu nehmen, was eine Nachfrage nach meiner »Abstammung« hätte zur Folge haben können. Von nun an waren wir »Mischlinge«, allenfalls geduldete Outcasts. Ich erinnere mich an all dies und auch daran, daß ich damals nicht besonders darunter litt.

Später, während des Krieges, als für uns dann Schikanen, Bedrohungen und Ängste hinzukamen, wuchs bei mir schierer Trotz und das Bewußtsein, daß mich dieser absurde Status zwar ausgrenzen, aber nicht demütigen könne. Ich glaubte an die Verheißung meines Konfirmationsspruches.

Dennoch sollte es lange dauern – weit länger als die Kriegszeit –, bis ich auch diese Erfahrungen meiner Jugendzeit wirklich aufgearbeitet hatte und darüber sprechen konnte.

Leider sitzen die damals zum »Schutze des deutschen Blutes« erfundenen Kategorien und Bezeichnungen der »Nürnberger Gesetze« bei vielen Deutschen bis heute – bewußt oder unbewußt – tief in den Knochen. Das bekam ich über die Nachkriegsjahrzehnte oft zu spüren, manchmal sogar zu hören. Etwa so: Die politische Einstellung der H.-B. ist ja kein Wunder, bei ihrer »Abstammung« . . .

Meist ist das wohl, wie ich hoffe, kein bewußter Antisemitismus, obgleich ich auch den mehr als einmal zu spüren bekam. Es ist jedoch eine spürbare Distanz. Etwa derart: So ganz gehört sie ja doch nicht zu uns . . .

Wie sollte ich darauf reagieren? Geschockt, verletzt, oder sollte ich es einfach ignorieren? War ich – bin ich – überempfindlich, ungerecht?

Ich prüfe mich, versuche meine Empfindlichkeit abzuschütteln, aber es gelingt nicht, denn ich weiß, daß der Begriff »Nichtarier« in Deutschland nach wie vor kursiert und damit das Denken in rassistischen Kategorien. Um wieviel stärker erst müssen Juden dies selbst dann empfinden, wenn kein kruder Antisemitismus dahintersteckt?

*

»Die Kutsche rollt durch atmende Pastelle.
Wir ziehn den Hut. Die Kutsche rollt vorbei.
Die Zeit versinkt in einer Fliederwelle.
Ach, gäb es doch die Jahre voller MAI!«

Erich Kästner

1936/37 waren die Lebensumstände für die Brücher-Waisen in Dresden und im Haus der liebevollen, mittlerweile aber physisch und psychisch leidenden Großmutter immer bedrückend-

der geworden. Der treusorgende Vormund – ein Bruder meiner Mutter, hochdekoriertes Offizier im Ersten Weltkrieg – war von eigenen Existenzsorgen (die Pickschen Malzfabriken in Niedersedlitz waren »arisiert«, sprich enteignet worden) und von den zunehmenden Diskriminierungen zermürbt (erst nach den November-Pogromen 1938 emigrierte er in letzter Minute nach England), unsere Erzieherinnen waren der Aufgabe, uns über die Pubertäts-Runden zu bringen, nicht gewachsen, und ich ging ausgesprochen ungern in die immer brauner werdende Dresdner Schule. Immer mehr Schülerinnen erschienen in BDM-Uniform, das morgendliche Schulgebet war durch vaterländische Gedichte ersetzt worden, in allen Klassenzimmern hingen Hitler-Bilder . . .

Meine jüngere Schwester *Mechtild* blieb – als Folge all dieser kindlichen Kümmernisse – sitzen, und *Ernst*, der Jüngste, war in die Scharnhorst-Schule (ein martialisches, paramilitärisches Dresdner Internat) verfrachtet worden, vielleicht um ihn vor Behelligungen in staatlichen Schulen zu schützen.

In dieser Situation empfahlen Freunde der Familie das Internat *Schloß Salem* am Bodensee. Das schien der optimale Ausweg. Wir hatten über die dortigen Erziehungsprinzipien viel Gutes gehört, vor allem über eine dort immer noch praktizierte Distanz zum Nazitreiben. Mit einiger Mühe und einem Gesuch an die Schulaufsichtsbehörde in Karlsruhe erhielten wir Ostern 1937 die Aufnahmeerlaubnis, die allerdings schon ein Jahr später wieder zurückgenommen wurde, als Salem auf höchsten Befehl – bei Androhung der Schließung – von »Nichtariern gesäubert« werden mußte.

Dieses eine Jahr aber hat genügt, um mir noch ein Stück unbeschwerter Jugend zu schenken, mich pudelwohl zu fühlen und mich innerlich zu stabilisieren. – Bis in die Kriegsjahre gelang es der Schule, die Tradition ihrer Gründungsväter, *Prinz Max von Baden* und vor allem des großen jüdischen

Pädagogen *Kurt Hahn**, zu bewahren, deren Ziel es war, die Schüler zu Selbstverantwortung, Wahrhaftigkeit und Zivilcourage zu erziehen. Die älteren Schüler und die wenigen Schülerinnen gestalteten den schulischen Verhaltenskodex in weitgehender Selbstverwaltung, womit Lehrerkontrolle – sogar bei Klassenarbeiten und Strafen – überflüssig gemacht wurde. Entsprechend ausgezeichnet war das Vertrauensverhältnis zwischen Schülern und Lehrern, vor allem mit dem von mir geliebten und verehrten Schulleiter *Heinrich Blendinger*.

Dieses Salem, mit seiner Mischung aus geistigen, musischen, handwerklichen und sportlichen Lern- und Arbeitselementen, war geradezu ideal auf meine Talente, Interessen und Neigungen zugeschnitten. Endlich fand ich wieder Geborgenheit, ich liebte die Landschaft (und liebe sie heute mehr denn je), fand neue Freunde und identifizierte mich mit Haut und Haaren mit dem »Salemer Geist«. Ich übernahm sehr bald schon Verantwortung bei der Hausaufgaben-Hilfe für Jüngere, und vor allem: Es gab keinerlei Diskriminierungen gegen Mitschüler, die von den Nürnberger Gesetzen betroffen waren.

Ich bin Salem zeitlebens dankbar verbunden geblieben. Anlässlich des 100. Geburtstages von *Kurt Hahn* im Sommer 1986 war ich ausgewählt worden, die Festrede – in Anwesenheit des damaligen Bundespräsidenten *Richard von Weizsäcker* – über »Erziehung zur Verantwortung in der Demokratie« zu halten (vgl. Zweiter Teil, III.2.).

Als diese herrliche Zeit durch besagten NS-Erlaß schon nach einem Jahr ein jähes Ende fand, brach meine wiedergewonne-

* Nach Hitlers Machtergreifung war Kurt-Martin Hahn zunächst ins Salemer Spritzenhaus – zwecks Abtransports in ein KZ – gesperrt worden. Dank der Intervention englischer Freunde konnte er jedoch nach England emigrieren, wo er an der schottischen Küste das Internat Gordonstoun gründete, das nicht nur vom späteren Prinzgemahl Prinz Philip, sondern auch von dessen drei Söhnen besucht wurde.

ne Lebensfreude erstaunlicherweise nicht vollends zusammen. Zwar war ich sehr traurig und weinte bitterlich über den vorzeitigen Abschied von Salem und von all meinen Freunden unter Schülern und Lehrern, ich nahm mein Schicksal jedoch selbst in die Hand und zog zu einer früheren Salemer Klassenkameradin, die im nahegelegenen Konstanz die Handelsschule besuchte. Dort schaffte ich es, in die Oberprima des Mädchenrealgymnasiums aufgenommen zu werden, obgleich ich eigentlich erst in der zwölften Klasse war, entsprechend der damaligen Bestimmungen für das um ein Jahr verkürzte Abitur an Jungenschulen, was Salem überwiegend war. So ersparte ich mir neuerlich ein ganzes Schuljahr und schaffte mit sehr viel Pauken Anfang 1939 das Abitur – mit noch nicht achtzehn Jahren und einem Notendurchschnitt von 1,4. Meine Interessen und Neigungen lagen eindeutig bei Geschichte, Literatur und Fremdsprachen.

Es war wirklich erstaunlich, daß ich das Abitur trotz aller Schulwechsel geschafft hatte. Ich war nun fest entschlossen, mein Schicksal und das meiner jüngeren Geschwister zu meistern. Ich begrub meine heimlichen Träume von einem Auslandsstudium, von Literatur, Geschichte und Gedichteschreiben, von Liebe und Heirat, von Anerkennung und Erfolg. Es kam allein auf eine Berufsausbildung, möglichst weit entfernt von aller NS-Ideologie, an.

Aus dieser Zeit ist über Privates wenig zu berichten, es sei denn über die ersten, äußerst platonischen Verehrer, die Hochzeit meines ältesten Bruders mit einer Holländerin und meine vorzeitige Erlangung des Führerscheins.

Während meines letzten Schuljahres 1938 eskalierte Hitlers Größenwahn, und nach dem begeistert begrüßten Anschluß Österreichs nahm der nun »großdeutsche« Antisemitismus immer mehr zu.

Am 9. November 1938 brannten überall in Groß-Deutschland die Synagogen, in den wenigen noch verbliebenen jüdischen Geschäften klirrten die Fensterscheiben, Tausende von

Juden wurden verhaftet, verhört, gequält, verschwanden in KZs. Angst und Feigheit gingen um in Deutschland, die Brutalität wuchs.

Jetzt endlich setzte sich auch in der Familie *Pick* der Entschluß zur Emigration durch. Buchstäblich in letzter Minute flohen der Bruder meiner Mutter und seine Vettern nach Großbritannien und Schweden, wo sie überlebten, während die Generation meiner Großmutter blieb und nicht überlebte. Die »arischen« Ehefrauen der emigrierten Männer, die in Deutschland blieben, ließen sich »pro forma« scheiden und heirateten Ende der vierziger Jahre zum zweiten Mal.

Bevor ich an ein Studium in Deutschland denken konnte, mußte ich meine »Arbeitsdienstplicht« erfüllen, die im April 1939 begann und nach Kriegsausbruch bis Jahresende verlängert wurde.

Ich kam in ein großes »Maidenlager« nach Hartmannsgrün bei Plauen im Vogtland, später in ein ehemaliges Männerlager nach Glauchau in Sachsen. Es war eine ausgediente Fabrik, deren Steingemäuer und -böden für uns »Maiden« massenhafte Blasen- und Erkältungskrankheiten zur Folge hatten.

Die neun Monate im Arbeitsdienstlager waren wirklich gräßlich. Obgleich ich ja schon von Salem her spartanische Lebensbedingungen (wie allmorgendliche Dauerläufe, eiskaltes Waschwasser, strenge Haus- und Hofdienste usw.) kannte, nun wurde es geradezu paramilitärisch: Wir schliefen in großen Sälen in Doppelstockbetten auf Strohsäcken, schufteten tagsüber acht Stunden auf einsamen, bitterarmen Bauernhöfen und halfen dort bei der Ernte. Gegen den Durst gab es verdünntes Essigwasser und gegen den Hunger tagtäglich Klöße mit Soße für alle gemeinsam aus einer großen Schüssel.

Nach Rückkehr ins Lager gab es Schulung in NS-Ideologie, inklusive Rassenlehre, Singsang, Appelle, paramilitärischen Drill wie Spind-Kontrollen, Antreten, Ausrichten, Gleich-



Skiferien in Davos 1937
v. l. n. r.: Wolfgang, Hildegard, Ditmar

schrittübten und vieles mehr. Gelegentlich gab es auch Schikanen wie Urlaubssperre oder die Abordnung zu besonders harten Bauern.

Dann, kurz vor Weihnachten 1939, geschah das Wunder! Bei einem Morgenappell verkündete die Lagerführerin, daß Abiturientinnen (unter sechshundert »Maiden« waren es fünf), die Medizin oder Chemie studieren wollten, vorzeitig entlassen würden. Ohne zu zögern trat ich vor und entschloß mich zum Studium der Chemie.

III.

Studienzeit, Krieg und Ende der Nazidiktatur

(1940 – 1945)

*Stud. chem. in München – Doktorandin bei Nobelpreis-
träger Heinrich Wieland – Erschütterungen – Der Opfer-
gang der Studenten der WEISSEN ROSE – Der Doktorhut –
finis germaniae*

»Ich glaube, daß Gott aus allem, auch aus dem Bösesten,
Gutes entstehen lassen kann und will . . .«

Dietrich Bonhoeffer, 1943

Hangend und bangend hatte ich in den ersten Januartagen 1940 meine Anträge zur Immatrikulation ausgefüllt und am zuständigen Schalter der Universitätsverwaltung bei einem unnahbar blickenden Beamten abgegeben. Ich hatte darin die hohen Kriegsauszeichnungen meines Vaters im Ersten Weltkrieg ebenso erwähnt wie das Eiserne Kreuz, das mein Bruder *Ditmar* im Polen-Feldzug erhalten hatte (ein Jahr später wurde er dann wegen seiner »Abstammung« als »wehrunwürdig« aus der Wehrmacht entlassen) und zudem die (Über-)Erfüllung meiner Arbeitsdienstpflicht.

Würde ich trotz des Makels meiner Abstammung, den ich korrekt angegeben hatte, aufgenommen werden?

Wenige Tage später wurde ich zum Dekan der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilian-Universität beordert. Er hieß *Wüst* und war es auch. Zumindest ließ er sich in seiner NS-Gesinnung von niemandem in der Uni übertreffen.

Er beäugte die äußerlich stabil-pummelige, innerlich zitternde Ex-Arbeitsmaid ziemlich abweisend und eröffnete ihr, daß sie wegen ihrer »nichtarischen Abstammung« allenfalls

mit einer Sondergenehmigung des Direktors des Chemischen Staatsinstitutes immatrikuliert werden könne. Dann entließ er mich mit einem bedrohlich schallenden – »*Heil Hitler*«.

Wüst blieb bis Kriegsende Dekan und verfügte im Sommer 1943 – nach den Verhaftungen und Hinrichtungen der Studenten der WEISSEN ROSE – meine Exmatrikulation, die mein Doktorvater Professor *Heinrich Wieland* einfach ignorierte. Er ließ mich – auch ohne Immatrikulation – an meiner experimentellen Doktorarbeit weiterarbeiten.

Im Rückblick ist es immer wieder frappierend festzustellen, wie unvorhersehbar und auch zufällig während des Krieges die Entscheidungen für »Halb-« oder »Viertelariar« ausfielen. Nie durfte man sich sicher fühlen, ob und wie lange Gunst oder Ungunst der braunen Herrscher über Freiheit oder Verhaftung, Studium oder Kriegseinsatz anhielten.

Damals, im Januar 1940, war meine nächste Station das Sekretariat des Chemischen Staatsinstituts an der Arcisstraße. Dort begrüßte mich eine freundliche Verwaltungsleiterin mit einem vertrauenerweckenden »*Griß Gott*« und hörte mir aufmerksam zu.

Sie hieß Frau *Rieger* und war – wie ich alsbald merkte – die Seele der (unbürokratischen) Institutsverwaltung und vor allem die getreue »rechte Hand« des allseits verehrten, aber auch gefürchteten Direktors, Geheimrat *Heinrich Wieland*, Nobelpreisträger des Jahres 1927. Sie versprach mir, mein Gesuch weiterzuleiten. Ich sollte meine Unterlagen samt Abiturzeugnis getrost dalassen.

Den »Geheimrat« bekam ich natürlich nicht zu sehen, wohl aber erhielt ich wenige Tage später seine schriftliche Zustimmung zu meiner Immatrikulation. Sie machte mich zur »stud. chem.« und zur glücklichsten Studentin Münchens.

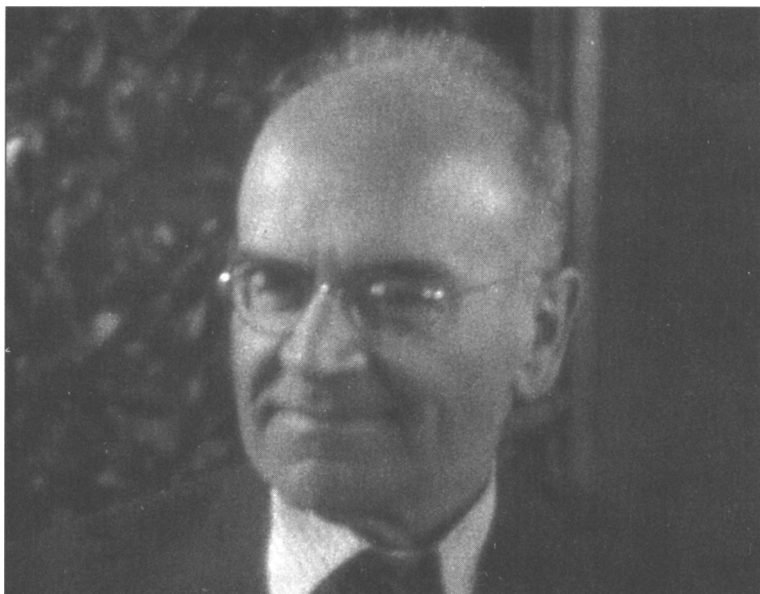
Ich hatte es geschafft, der Sprung vom Zehnmeterurm ins Ungewisse war wieder gelungen.

Von nun an wurde das wohl berühmteste aller deutschen chemischen Institute bis zu seiner restlosen Zerstörung im Jahre 1944 mein Lebens- und Arbeitsmittelpunkt.

Am Eingang passierte ich allmorgendlich die Denkmäler der weltberühmten früheren Institutsleiter *Justus von Liebig* in Bronze, desgleichen *Adolf von Bayer* auf einem Indigosack hockend. Sie mahnten die junge E Levin der Chemie, sich der großen Tradition des Instituts würdig zu erweisen. Ich grüßte und lächelte sie zuversichtlich an.

Als frisch immatrikulierte Chemiestudentin hatte ich alle Hände voll zu tun: Glaswaren, Bücher, Laborschürzen und viele neuartige Instrumente mußten besorgt, Vorlesungen belegt und ein Arbeitsplatz im Labor ergattert werden.

Hierfür mußte ich mich beim Saalassistenten Dr. *Behringer* vorstellen, desgleichen beim Analysenassistenten *Rolf Huis-*



Geheimrat Professor Heinrich Wieland, Nobelpreisträger 1927,
mein Doktorvater